



**Albanischer SS-Freiwilliger*
Krieg gegen Kommunisten**

sprungs mit Entlehnungen aus dem Griechischen, Italienischen und Türkischen). Die Region erhielt eine „Akademie der Wissenschaften und Künste“ sowie ein albanisches Theater.

Längst könnte Kosovo ein reiches Industriegebiet sein, denn es hat mehr als die Hälfte der jugoslawischen Kohlevorräte, und auch andere Bodenschätze wie Zink, Blei, Magnesium oder Nickel sind reichlich vorhanden. Allein mit dem Export von Buntmetallen erwirtschaftet die Provinz jedes Jahr 218 Millionen Dollar.

Doch die Gewinne kassiert die Zentralregierung in Belgrad. Die Albaner haben kaum eigene Industrie: Kosovo liefert nur Rohstoffe, die in den übrigen Landesteilen veredelt werden. Obschon das Gebiet viel Getreide erzeugt, dürfen die Albaner nicht einmal unbeschränkt Mehl verarbeiten.

Was die Albaner indessen am meisten empört, ist die Tatsache, daß Kosovo trotz der Autonomie noch immer zu Serbien gehört, obschon unter den 913 000 Albanern der Region nur 228 000 Serben leben — für radikale Skipetaren Grund genug, ihren Kampf gegen Belgrad fortzusetzen.

„Nieder mit Tito“, skandierten albanische Demonstranten Ende 1974 in Priština und ließen den albanischen Parteichef Enver Hodscha hochleben. Wegen „staats- und volksfeindlicher Tätigkeit“ wurden fünf Teilnehmer der Kundgebung zu drei bis neun Jahren Haft verurteilt.

Noch schlimmer erging es einer Gruppe albanischer Studenten der Uni-

* Oben: Angehöriger der Division „Skanderbeg“; unten: während des Aufstandes im Herbst 1968

versität Priština, die zusammen mit dem marxistischen Professor Adam Demaci eine Petition an die Behörden vorbereitete: Anfang 1976 schickte ein Gericht den Hochschullehrer für 15 Jahre ins Gefängnis, seine Studenten erhielten drei bis zwölf Jahre Haft.

Doch die Albaner ließen sich nicht einschüchtern und leisteten auch in den Gefängnissen Widerstand. Als sich etwa der Häftling Veli Cahi im Block II des Belgrader Straf- und Erziehungshauses mit Händen und Füßen gegen eine Arreststrafe wehrte, solidarisierten sich elf andere albanische Sträflinge mit ihrem Landsmann und „demolierten, was zu demolieren war“ (so die Zeitung „Politika Ekspres“). Im serbischen Zuchthaus Požarevac wurden



Albanische Fahnen in Priština*: „Nieder mit Tito“

vier Meuterer sogar zum Tode verurteilt: Sie hatten angeblich eine Rebellion angezettelt, bei der vier Gefangene getötet und ein Wärter verletzt worden sein sollen.

Mit harten Urteilen gegen renitente Häftlinge und den jüngsten Verhaftungen in Kosovo macht Belgrad den Albanern klar, daß ihre Forderungen unannehmbar sind: Der Anschluß Kosovos an Albanien wäre wohl der Anfang vom Ende Jugoslawiens, weil dann auch die Serben, Kroaten oder Mazedonier die Unabhängigkeit verlangen könnten.

Der Zusammenschluß der in Jugoslawien lebenden Albaner in einer eigenständigen Teilrepublik gilt als riskant, weil 95 Prozent der Albaner Moslems sind. Nach der Renaissance des Islam im Mittleren Osten fürchtet Belgrad, eine albanische Teilrepublik könne die Keimzelle für einen radikalen islamischen Staat bilden — den ersten in Europa.

OLYMPIA

Rettende Idee

Griechenland möchte die Olympischen Spiele nach Hellas heimholen — für immer.

Angelos Koutras, Bürgermeister des kleinen Dorfes Olympia im Westen des Peloponnes, trägt an einer derzeit weltbewegenden Idee:

Er und seine 800 Mitbewohner wollen den olympischen Sport den Launen der Politiker entziehen und darum „die Olympiade zu ihrem Geburtsort zurückführen“ — ins griechische Olympia, wo sich in alten Zeiten Athleten,

Sänger und Dichter alle vier Jahre zum friedlichen Wettkampf trafen.

Die Idee, den Spielort für immer den Hellenen zu überlassen, hatte noch nie so viele Befürworter wie zu Beginn des Olympia-Jahres 1980.

US-Präsident Jimmy Carter, der das Moskauer Spektakel mit einem Boykott überziehen will, tat kund: „Meiner Ansicht nach ist Griechenland der bestgeeignete ständige Ort für die Sommerspiele.“ Und die „New York Times“ sekundierte: „Die Logik und das Gefühl sprechen für Griechenland.“

Vorige Woche sprach der US-Senat mit 88 gegen vier Stimmen die Empfehlung aus, neben dem Boykott der Moskauer Olympiade auch für Griechenland als künftigen Standort der Sommerspiele einzutreten.

Geht es nach dem Willen der Griechen und Amerikaner, würden sich im schönsten Tal der Landschaft Elis, nur 15 Kilometer von der Küste, bald ein-



Ruinen des antiken Olympia: Ein neuer Vatikanstaat?

mal die weltpolitisch verfeindeten Mächte zum heiteren Spiel zusammenfinden wie einst die alten Griechen.

Rätselhaft freilich blieb bis heute, was die Männer zu den Spielen trieb: Ob der griechische Halbgott Herakles seinen militärischen Sieg über Augias feiern wollte oder ob es der Tantalos-Sohn Pelops war, der beim Wagenrennen die Königstochter gewann und aus Freude Wettkämpfe veranstaltete — der Ursprung des Olympischen Spiels hüllt sich ins Dunkel hellenischer Sagen.

Der Wahrheit näher kommt wohl die Vermutung, daß die vor 2756 Jahren eingeführten Spiele von Anfang an neben dem Training von Geist und Körper auch politischen Zielen dienten — etwa, um gegenüber dem feindlichen Ausland die Überlegenheit der Griechen zu demonstrieren.

Von Priestern behütet, brannte das „ewige Feuer“ Olympias nahe den Gefilden eines heiligen Olivenhains. Dort gab es eine Rennbahn mit Stadion, Trainingsanlagen, zahlreiche Gebäude sowie die mächtigen Tempel zu Ehren der Götter Zeus und Hera.

Trotz des göttlichen Schutzes waren auch jene Spiele oft schlechter als ihr Ruf: Sportler mußten disqualifiziert werden, weil sie den Gegner im Eifer des Spiels getötet hatten. Auch kam es schon mal vor, daß sich verkleidete Frauen in die nur Männern zugänglichen Anlagen schlichen, um die nackten, eingeölte Körper der Athleten zu bewundern. Oft auch überforderten sich ehrgeizige Kämpfer, so daß sie noch während des Spiels tot zusammenbrachen.

Doch wer als lorbeerbekrönter Sieger Olympia verließ, den besangen Dichter dann als Helden. In seiner Heimatstadt wurde für den Triumphzug sogar ein Stück der Stadtmauer eingerissen, gemäß der Losung: Wer einen Olympioniken zum Bürger hat, braucht keine Mauern mehr.

Als aber Hellas unter die Oberherrschaft Roms geriet, verloren die Spiele mit ihrem politischen Sinn auch an Zugkraft: Die Einheimischen ärgerte vor allem, daß statt der Griechen-Söhne zunehmend dunkelhäutige Profikämpfer im Ausland gekauft und in die Spiele geschickt wurden.

Einzelne Stadtstaaten drohten hin und wieder mit Boykott, wenn ihnen die Entscheidung der Olympia-Richter nicht paßten. Und immer häufiger bestachen die rivalisierenden Städte nicht nur Spieler, sondern auch Schiedsrichter — Olympiaskandale noch und noch.

Schließlich schafften die Römer das Vierjahrestreffen nach dem 293. Spiel im Jahr 393 n. Chr. ganz ab. 150 Jahre später gingen auch noch die riesigen Anlagen durch Erdbeben zu Bruch,

* Übergabe der Flamme für Lake Placid vorigen Mittwoch.

Überschwemmungen deckten den Rest mit Schlamm zu.

So blieb von einst wohl nur mehr der Name übrig — und zur Erinnerung das quälende Ritual, die Flamme Olympias zum Spielort tragen zu lassen, vorige Woche im Flugzeug nach Lake Placid.

Für die Hellenen ist die Idee des alten Spiels lebendig geblieben: Sie sehen sich dazu berufen, den antiken Sportgedanken ins 21. Jahrhundert hinüberzuretten. „Wir Griechen haben eine nationale Pflicht“, verkündete Ministerpräsident Karamanlis bei der Grundsteinlegung des neuen Athener Olympia-Stadions Anfang Januar, „für das Überleben der Olympischen Spiele zu kämpfen.“

Seine Kampftaktik: das Athener Stadion schon für 1984 als Ersatz für das umstrittene Los Angeles anzubieten, mit der Aussicht, die Spiele für immer in Griechenland zu haben.

Ob das Stadion, das nach den Plänen der Stuttgarter Consulting-Firma Weidleplan für rund 50 Millionen Mark errichtet wird, bis dahin fertig wird, ist fraglich. Ursprünglich sollte es erst zwölf Jahre später fertiggestellt sein, weil erst 1996 die Jubiläumsspiele, wie schon die von 1896, in Athen stattfinden sollen.

1984 jedenfalls wäre das Olympia-Stadion viel zu klein, urteilte die Zeitung „Eleftherotypia“ über die Absicht der Regierung, „es reicht nicht einmal für die Athener aus“. Zudem fehlen die Sportanlagen für Schwimmwettkämpfe, für Rudern und Reiten.

Grundsätzliche Bedenken gegen den festen Olympia-Standort haben die



Ewige Flamme in Olympia*: Boykott der Olymper

IOC-Oberen aber auch aus politischen Gründen: Sie zweifeln an der innenpolitischen Standfestigkeit der Griechen.

„Da braucht man nur zehn Jahre zurückzudenken“, sagte NOK-Präsident Willi Daume, „dann hätten wir Obri- sten-Spiele gehabt.“

IOC-Präsident Lord Killanin gab zu bedenken, auch Griechenland sei „gegenüber politischen Pressionen verletzbar“. Seine Bedingung für einen festen Standort: „Der Ort muß eine Art Vatikanstaat sein“ — nämlich politisch neutral und ideologisch ungebunden.

Dies erschien nun den Olympia- versessenen Hellenen als rettender Gedanke: einen neutralen Olympia-Staat auf dem traditionsgetränkten Boden der Olympia-Gemeinde zu gründen.

Dort solle „eine Stätte für die gesamte Menschheit, ein Ort der Weltbegegnung“ errichtet werden, schwärmte das Blatt „Vradyni“. Aus Athen kam die Kunde, die Regierung Karamanlis wolle der künftigen Olympia-Stätte einen völkerrechtlich geschützten, exterritorialen Status geben. Mini-Staaten wie San Marino sollten als Beispiel gelten.

Der Olympia-Staat beflügelt bereits die Phantasie der griechischen Sportfunktionäre: Mindestens 5000 Hektar müsse der Staat umfassen, wurde berechnet.

Und wie des Papstes Heiliger Stuhl in Rom solle das IOC-Präsidium im Sportler-Staat seinen Sitz nehmen, sollen IOC-Funktionäre die Stätten betreuen. Die Finanzierung, so glauben die Olymper, könnten die Nationen nach Art der Unesco entsprechend ihrem Prokopf-Einkommen sichern.

Der politisch neutrale, weltweit finanzierte Olympia-Staat bedeute sogar einen Beitrag zur Sicherung des Weltfriedens, gab Karamanlis zu bedenken: Schon im Altertum mußten die teilnehmenden Stadtstaaten geloben, sich während der Spiele jeder Feindseligkeit zu enthalten und die „heilige Waffenruhe“ zu respektieren.

Doch es scheint, als verhindere gerade die neugriechische Olympia-Begeisterung, daß jener Ort des Friedens neu entsteht: Nachdem sich das griechische Olympische Komitee nicht für Olympia, sondern für Athen als Standort der Olympischen Spiele entschieden hatte, riefen die Olymper wie einst die alten Griechen zum Boykott der Wettkämpfe auf.

Bürgermeister Koutras: „Die Athener haben bei der Grundsteinlegung ihres Stadions nicht mal Erde aus Olympia geholt, anders als bisher alle Olympia-Städte auf der Welt.“

Als vorigen Mittwoch die Olympia-Flamme für Lake Placid in Olympia entzündet wurde, blieb der Gemeinderat des Dorfes aus Protest dem Zeremoniell fern.

RAUSCHGIFT

Umweg über Kenia

Belgiens höchster Drogenfahnder wurde verhaftet — wegen Drogenhandels.

Besuchern pflegte der Gendarmerie-Hauptmann Léon François, 42, gern seine Trophäensammlung vorzuführen: Opiumpipetten, Spritzen, Phio- len, Flacons.

In den Bücherregalen seines Brüsseler Büros hatte der Chef der belgischen Antirauschgift-Brigade, des Bureau National des Drogues (BND), jene Beute aufgebaut, die seiner Truppe beim Kampf gegen den illegalen Drogenhandel in die Hände gefallen war.



Drogenpolizist François
Peinliche Pannen

Nun sitzt der drahtige Offizier in einem Brüsseler Gefängnis, vier seiner Mitarbeiter wurden gleichfalls verhaftet. Die Staatsanwaltschaft wirft ihnen vor, selber mit Drogen gehandelt zu haben.

Der Skandal schockierte Belgiens Öffentlichkeit, galt doch der BND des Hauptmanns als besonders erfolgreiche Elitetruppe der Gendarmerie: Allein 1978 stellten François-Mitarbeiter 140 Kilo Heroin, 250 Kilo Opium und 1542 Kilo Cannabis sicher.

Die Vorgesetzten des Rauschgiftspähers freilich waren längst vorgewarnt. Denn schon seit dem Frühling vergangenen Jahres hatte ein mißtrauischer Gendarm, frisch zum BND versetzt, vergebens versucht, seine Oberen auf ungewöhnliche Praktiken des Hauptmanns François bei der Fahndung nach Drogen-Händlern aufmerksam zu machen. Als die Gendarmerie-Führung

auf seine Eingaben nicht reagierte, wandte sich der Unteroffizier an die Staatsanwaltschaft.

Und nun erst wurde publik, daß der oberste Rauschgiftfahnder selbst mit Rauschgift gehandelt hatte, womöglich sogar dafür verantwortlich war, daß Brüssel zu einem Zentrum des internationalen Rauschgift-Schmuggels wurde.

Bevor er das Anti-Drogen-Bureau 1972 aufbaute, hatte der alerte Gendarm in den USA studiert, wie die Agenten der Drug Enforcement Administration (DEA) das Problem angingen. Um den Händlern und ihren Hintermännern auf die Spur zu kommen, versuchte er die internationalen Rauschgift-Ringe zu infiltrieren, wollte er durch Drogen-Kauf und -Verkauf das Vertrauen der Gangster gewinnen.

Dabei unterliefen dem BND-Chef peinliche Pannen. So wurde einer seiner Agenten an der belgisch-holländischen Grenze mit 1,5 Kilo Heroin im Gepäck geschnappt, das er in den Niederlanden für anderthalb Millionen belgische Franc (gegenwärtig 92 400 Mark) gekauft hatte. Auf Intervention von François gaben die Holländer den Kollegen zwar frei, behielten aber den Stoff. Das Geld war verloren.

Nach Bangkok setzte der Hauptmann einen Kurier mit dem Auftrag in Marsch, fünf Kilo Heroin zu beschaffen. Der Spitzel aus der Unterwelt aber wollte die Polizeideckung, die ihm François für alle Flughäfen der Route zugesagt hatte, zu einem saftigen Geschäft auf eigene Rechnung nutzen.

Statt fünf erwarb der BND-Vertraute 27 Kilo des begehrten Stoffes. Den Zukauf wollte er auf einem Umweg über Kenia bei einem Bekannten in Nairobi zu Geld machen. Der Trip flog in Karatschi auf: Das Heroin wurde beschlagnahmt, der Kurier kam ins Gefängnis, wieder waren Millionen verspielt.

Seltsame Aktivitäten wurden auch auf dem Brüsseler Flughafen Zaventem beobachtet. Ein als Zöllner verkleideter BND-Mann pflegte dort an bestimmten Tagen per „Air Zaire“ eingeflogene Gepäckstücke mit Kreide zu kennzeichnen und so an den echten Zollbeamten vorbeizudirigieren. Die geheimnisvollen Koffer landeten schließlich beim BND — unkontrolliert.

Zwar beteuern die Drogenfahnder, die Koffer seien leer gewesen, doch möchten die Ermittler nicht ausschließen, daß so Rauschgifte, vielleicht sogar Gold oder Diamanten aus der Ex-Kolonie nach Belgien gelangten.

Offen bleibt auch, aus welchen Kanälen die Mittel stammten, mit denen François seine kostspieligen Operationen finanzierte und jene Löcher stopfte, die allein die bekanntgewordenen Fehlschläge in sein Budget rissen.

Brüsseler wollen wissen, daß François aus alter Anhänglichkeit eng mit